

Wir schreiben den 26. Oktober 2006. Der Tag, an dem ich zu spüren begann, dass mein Leben von außen in unergründliche Bahnen gelenkt wird. Vielleicht nur Einbildung oder Zufall. Tatsache ist aber, dass ich nicht im Taxi nach Paris, sondern weg von Paris saß, zusammen mit meiner besten Freundin Emilie und ihren Eltern. Unser Ziel: Der Flughafen Charles de Gaulle im Pariser Norden und dann weiter über den großen Ozean Richtung Mittelamerika. Wenn ich mich an meine damalige Gefühlswelt zurückerinnere, würde ich sie mit ungebremsster Neugier und strahlender Vorfreude beschreiben. Es war mein erster Urlaub ins Ausland, gar zu einem neuen Kontinent. Mir sollte erst später bewusst werden, dass es die abenteuerlichste und gefährlichste, die emotionalste und längste Reise werden würde, in eine Welt, die all unsere Vorstellungskraft und das Wissen über die Gesetze des Lebens sprengt. Mein Name ist Dominique, Dominique Lacombe.

Emilie war mit zehn Jahren ein Jahr jünger als ich, aber deshalb nicht kindischer. Nett, hilfsbereit, intelligent und beste Freundin sind wohl die passendsten Adjektive, die mein Verhältnis zu ihr aus Sicht eines Elfjährigen ausdrücken. Ja, wir beide waren echte Freunde, was soviel bedeutete, wie einander vertrauen, sich unterstützen, zusammenhalten, wenn der andere etwas ausgefressen hatte oder Probleme ins Haus standen. Kennen gelernt haben wir uns in der Schule, einem Ort, der mir anfangs nicht sonderlich gefiel. Nicht wegen der hohen Räume oder der unbequemen Stühle. Es war eher die von den Lehrern gepredigte kontinuierliche Disziplin und Ordnung, die „verschwitzte“ Hausaufgaben oder vergessene Arbeitsmaterialien sowie verzerrte Schriftbilder scharf zu verurteilen pflegte. Doch mit Emilie als Banknachbarin änderte sich meine Einstellung grundlegend. Sie ist sehr ordentlich

gewesen und das musste sie auch, denn sie war eine „von“. Damit meine ich, sie ist adliger Herkunft: von Hohenfels. Klingt vornehm und deutsch. Dem hohen Lebensstandard ablesend, legten ihre Eltern auf die Präposition zwischen dem Vor- und Nachnamen viel wert. Emilie hingegen schickte sich nicht darum. Sie wollte genauso sein, wie alle Kinder in ihrem Alter auch und das fand ich von Anfang an sympathisch an ihr. Trotzdem konnte sie auf eine ausgewogene Erziehung aufbauen – sie hatte sogar ein Kindermädchen – und in puncto Ordnung und Zuverlässigkeit glänzte sie für mich als vorbildhafte Musterschülerin. Schon aus diesem Grund begrüßten meine Eltern die Beziehung mit ihr. Emilies Eltern waren zwei Jahre zuvor noch skeptisch. Unsere Familie konnte nämlich kein „von“ und kein Kindermädchen bieten. Auch wenn die Verbesserung meiner Leistungen und Ordnungsnoten während der Zeugnisausgaben lobend hervorgehoben wurden und Ferdinand und Veronika von Hohenfels – die elterlichen Vornamen sind erwähnenswert – die Vorurteile mir gegenüber fallen gelassen haben, empfand ich nicht zuletzt durch familieninterne Sitten und Gebräuche, Respekt vor ihnen. Vielleicht waren es auch die prunkvoll eingerichteten Zimmer der großen, mehrstöckigen Villa, in der die Hohenfelser wohnten. Emilie erzählte mir, dass ihre Großeltern noch vor Beginn des Zweiten Weltkrieges nach Paris emigriert sind und dieses Haus erworben haben. Schon beeindruckend gegenüber der Zwei-Raum-Wohnung, in der ich meine Kinderjahre verbrachte.

Außerhalb der mit Wassertropfen benetzten Scheibe, die mich von der Außenwelt trennte, war zähflüssiger Verkehr, der sich im stürmischen Regenwetter auf den mit nassem Laub bedeckten Asphaltstraßen von einer Kreuzung zur nächsten

schleppte. Typisch Paris. Meine einzige Sorge: Hoffentlich fliegt das Flugzeug nicht ohne uns ab. Staus konnte Veronika von Hohenfels, die übrigens auf dem Beifahrersitz Platz genommen hatte, überhaupt nicht leiden, denn die nagten am Fundament der Pünktlichkeit, einem Eckpfeiler ihrer Lebenseinstellung. Wären wir eine halbe Stunde später losgefahren, dann hätten wir bestimmt ... Egal, wir waren angekommen und ich stand staunend auf Frankreichs größtem Flughafen, benannt nach dem französischen General und Staatsmann Charles de Gaulle. Ich wurde förmlich erdrückt von Glas, Stahl, Beton, glänzenden Fußböden und flimmernden Bildschirmen, Menschenmassen in Schlangenlinien und Durchsagen in verschiedenen Sprachen. Beim Griff zur Digitalkamera, um ein paar Beweisfotos meiner Anwesenheit zu schießen, bekam Frau von Hohenfels, die ich Vera nennen sollte, beinahe ein Nervenzusammenbruch. Sie schaute an diesem Morgen, es war inzwischen kurz vor zehn Uhr, öfters auf die Uhr, als in die Richtung in die sie lief. Trotzdem saßen wir sensationellerweise im richtigen Flugzeug auf richtigen Plätzen. Sie ist eben ein Organisationstalent, um mit den Worten ihres Mannes zu reden, der die Obhut über sämtliche Gepäckstücke hatte. Meinen Wanderrucksack behielt ich allerdings selbst – man weiß ja nie.

Der Start war das Aufregendste: Pantomimevorführung der Stewardess über die Benutzung von Gurt und Schwimmweste und angespanntes Kaugummikauen der Passagiere. Dann das gedämpfte Dröhnen der Turbinen, deren Schubkraft auf der Beschleunigungsspur jeder durch einen Druck in die Polstersitze verspürte. Nachdem die Lampe für „Anschnallen“ erlosch, erfüllte ein gemeinschaftliches Gefühl von Erleichterung die Mimik der Fluggäste – mich eingeschlossen. Für die restlichen Stunden hatte ich mit Emilie als Sitznachbarin ein

wirksames Mittel gegen Langeweile. In der Passagierkabine war es wie in der Schule, alle saßen in Reih und Glied, manche starrten wissbegierig in Fahrtrichtung als würden sie Land nach einer Ozeanüberquerung sehen, andere schliefen. Nachdem die erste Plastebesteckmahlzeit im Magen war, holte ich mein Rätselheft aus dem Wanderrucksack. Ab dem Buchstaben V bei „Name, Stadt, Land“ wirkte die Kombination aus Höhenluft und „in-die-Nacht-fliegen“ besser als jede Schlaftablette und überfiel Emilie mit gähnender Müdigkeit. Schlafen konnte ich nicht, aber nachdenken über die glückbeseelte Lage, an einem dreiwöchigen Urlaub „zu Luft, zu Wasser und zu Land“, wie Vera sich immer ausdrückte, teilzunehmen, der eigentlich Emilies Geschenk zum elften Geburtstag war. Meine Eltern hätten sich eine so weite Reise, zusammen mit meinen beiden jüngeren Geschwistern, Isabelle mit acht Jahren und Nachzügler Nathalie mit drei, weder realisieren noch finanzieren können. Deshalb musste ich dankbar sein und versuchte jedes kleinste Erlebnis für die Ewigkeit zu konservieren.